

mativ werden. Im Morgengebet der Wochentage finden sich dann erstaunlich „altmodische“ Gebete, zu sprechen, „wenn“ Tallith und Thefillin gelegt werden. Heißt hier „wenn“: „an Tagen, an denen ...“ oder heißt es: „sofern man sich dazu versteht ...“?

Echte Liberalität herrscht in der Auswahl der fakultativen Meditationstexte, die auch orthodoxen Autoren entnommen sind. Diese Anreicherung mag von vielen begrüßt werden, birgt jedoch die Gefahr, daß die feste, für eine ganz bestimmte Gemeinde charakteristische Liturgie zu einem nach Gefühl und Wellenschlag zu leitenden Happening wird. Damit kann die Liturgie aber weder Heimat schaffen, noch – ein wenn auch reduziertes – Heimatgefühl geben. Die Übersetzung liest sich leicht und angenehm: Gutes Deutsch, das sowohl hohe Poesie als auch die Umgangssprache zu meiden weiß. Der Unterschied zwischen Du und Er in den Eulogien ist verwischt (in der Tat eine Schwierigkeit); was auf S. 289 des zweiten Bandes steht, ist keine Übersetzung des Kol Nidre (seit wann heißt *jerazu* „sie mögen eilen“?), und woher der Zusatz II 375 kommt, bleibt schleierhaft. Die Übersetzung eines Satzes von Rabbi Nachman (II 254 f. unten) ist eine glatte Verfälschung, und die Bezeichnung des Ba'al Schem Tov als „Besitzer eines guten Namens“ zeugt von erheblicher Ignoranz. *Ruach haq-qadosch*, „der Geist Gottes“, ist biblisch nicht belegt und rabbinisch höchst unwahrscheinlich; soll hier eine neue theologische Kategorie geschaffen werden?

Im Ganzen haben wir ein interessantes, gut lesbares und vom Verlag sauber und handlich gestaltetes Zeitzeugnis vor uns, das manchen Gemeinden dienlich sein wird, einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit jedoch nicht erheben sollte.

Simon Lauer

Brigitte Pimpl, **Zu zayn a Mensch – Mensch sein.** Die Geschichte einer Frau. Labhard-Verlag GmbH, Konstanz 1999. 77 Seiten, 11 Abb. Zu beziehen über Maus Druck + Medien GmbH, Konstanz.

Die pensionierte, Ivrit sprechende Lehrerin Brigitte Pimpl, Jerusalem, arbeitet ehrenamtlich im Archiv der Gedenkstätte Yad Vashem. Dort hatte sie die Auschwitz-Überlebende Sarah Ehrenhalt kennengelernt und zur Freundin gewonnen. „Eigentlich bin ich ja wohl am Leben geblieben, lebendiges Zeugnis abzulegen gegen das Vergessen“, sagt Sarah Ehrenhalt. Und so ist sie immer wieder unterwegs, hält Vorträge, holt die Bilder heraus aus dem Erinnerungsschacht: in den Schulen, vor Soldaten, Studenten und Reisegruppen. Sie

stellt dabei nicht ihre Person heraus, sieht sich weder als Heldin, Opfer oder Märtyrerin. Aber die Angst treibt sie um, das alles könnte vergessen und in Gedenkritualen versteinert werden.

„Von 150 Familienmitgliedern bin nur ich übriggeblieben und mein Cousin Menachem Fchlaks.“ Mit 8 Geschwistern ist Sarah im ostgalizischen Przemyśl aufgewachsen, „arm aber glücklich“. Humorvoll und mit Temperament schildert sie, wie schön ihre Kindheit war. Durch das Städtchen mit seinen je 20 000 Polen, Ukrainern und Juden fließt der San, den Hitler und Stalin in jenem Schandpakt zur Trennlinie ihrer Machtsphären erkoren haben. Sarahs Familie wohnt auf der russischen Seite. Nach dem Überfall auf Polen erlebt ihre Schwester den ersten Massenmord an den Juden im deutsch-besetzten Teil der Stadt: „500 Schüsse – 500 Männer fielen in die selbstgeschaukelte Grube.“ 1941, 19jährig, heiratet Sarah. Kaum überrennen die Deutschen die Grenze, werden im Ostteil der Stadt viele tausend Juden ins Getto gezwungen. Dort bringt sie Avram zur Welt. Monate später flieht ihr Mann aus dem Lemberger Arbeitslager, um endlich seinen Sohn zu sehen. Sarah muß mit ansehen, wie der Gettokommandant Schwamberger ihren Mann niederschießt. „Was hatte er verbrochen? Danach fragte zu dieser Zeit niemand mehr; Gründe gab es immer ...“ Sarah lebt jetzt mit Avram in einem Kellerbunker-Versteck. Kaum ein Jahr alt, stirbt ihr Söhnchen an Auszehrung, aber sein Tod rettet ihr wundersam das Leben. Das Getto wird stufenweise aufgelöst. Tausende kommen ins Vernichtungslager Belzec, darunter Sarahs Eltern und Geschwister. Sarah kommt nach Auschwitz.

Was sie dort erlebt und wie sie überlebt, wie sie durch alle Höllentore geht von der „Selektion“ bis zum Todesmarsch im Januarwinter 1945, bei dem ihr die Flucht gelingt, bis dann im Gehöft eines Dorfpriesters die Ängste allmählich abflauen und der Kampf um einen neuen Anfang ihres geschundenen Lebens beginnt –, das ist ohne jedes Pathos, aber auch ohne Umschweife schlicht wiedergegeben. Und darin besteht die Besonderheit dieses komprimierten Berichtes: Der Ton liegt nicht zuerst auf dem Schrecklichen und Einmaligen des Erlittenen. Brigitte Pimpl will eine Frau vorstellen, die zwar gegen das Vergessen ankämpft, deren unsäglich Verwundungen aber nicht in Verbitterung münden, sondern in einem positiven Reifungsprozeß: „Zu zayn a Mensch“ – „in all seinen Höhen und Tiefen, beherrscht von der Wärme des Herzens“. „Warum mußte ich überleben?“, diese Frage, oft von Schuldgefühlen begleitet, hat sie sich auch gestellt. Sie war oft nahe daran, Schluß zu machen, „endlich sterben zu dürfen“. Aber dann fand sie die beseligende Antwort: „Vielleicht muß ich ja doch am Leben bleiben, weil die anderen mich brauchen,

jeden Tag und jede Stunde ...“ Der Keim der Hoffnung, „ein Mensch sein“ zu können trotz unmenschlichster Erniedrigung, der ist nicht zu vernichten.

Dankwart-Paul Zeller

Marcel Reich-Ranicki, „**Mein Leben**“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1999. 566 Seiten.

Da erzählt einer sein Leben, der wahrhaftig etwas zu erzählen hat. Er erzählt lebendig, wie man eben erzählt, von einer Begebenheit ausgehend, in die Vergangenheit oder in die Zukunft schweifend. So ein Erzählen, wird es denn aufgeschrieben, verlangt hohen Kunstverstand, und den hat Marcel Reich-Ranicki in Sachen Literatur. „Mein Leben“ ist ein sehr schönes, ja spannendes Buch, sehr ehrlich und – entgegen dem ersten flüchtigen Eindruck – auch bescheiden. Selbstverständlich steht die Person Marcel Reich-Ranicki im Mittelpunkt, und da diese Person gescheit und klug ist, weiß sie um ihren Wert. Es wäre heuchlerisch, würde dieses Wissen verschämt kaschiert. Das Bekenntnis Lord Disraelis trifft auch auf Marcel Reich-Ranicki zu: „I am from a race which never forgives an injury nor forgets a benefit.“ Auch Marcel Reich-Ranicki vergißt keine Hilfe oder Wohltat, die er in seinem ereignisreichen und gefährvollen Leben im Warschauer Getto, als angehender Kritiker in Polen und später als beinahe absolute Literatur-Autorität erfahren hat. Aber ebensowenig verzeiht er, was man ihm angetan hat, denn die Juden sind dünnhäutig geworden im Laufe der Generationen und erst recht in unserem Jahrhundert. Sie spüren den ätzenden Antisemitismus auch dort, wo er unterschwellig und für Nichtjuden kaum bemerkbar erscheint.

Ist es überhaupt vorstellbar, was Reich-Ranicki empfunden haben muß, als ihm sein Freund Joachim Fest zugemutet hat, bei der Vernissage seines Buches über Hitler dem früheren Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, *Albert Speer*, gegenüberzustehen und die Hand zu reichen? Um keinen Skandal zu verursachen und die Buchpräsentation nicht zu stören, ertrugen Marcel und Tosia Reich-Ranicki diesen bodenlosen Affront; was auf der Strecke blieb, war die Freundschaft. Nur in diesem Zusammenhang gebraucht Reich-Ranicki ein einziges Mal die Wörter Massenmörder und Verbrecher. Diskretion im Detail und Offenheit im Allgemeinen sind hervorstechende Eigenschaften Marcel Reich-Ranickis. Er erzählt hinreißend über seine Liebe zur deutschen Literatur, seinem „portativen Vaterland“. Er hat ja sonst keine Heimat: als polnisches Kind nach Deutschland gekommen, als junger Mann ins Warschauer Getto deportiert, als Erwachsener via London wieder zurück